

Rosenbergstrasse 115

Der Nobelpreis für Medizin ist vergeben, die Laudationes sind geschrieben und gelesen, und wieder einmal – wie fast jedes Jahr – überkommt einen etwas Wehmut beim Gedanken, dass die Vorstellung dessen, was Medizin ist, beim Nobelpreiskomitee und wahrscheinlich bei vielen andern Menschen eine andere ist als in unsern Kreisen, die wir Medizin praktizieren (oder praktiziert haben).



Wikipedia meint unter dem Stichwort «Medizin» (leicht gekürzt): «Die Medizin ist eine praxisorientierte Erfahrungswissenschaft. Ziele sind die Prävention von Erkrankungen oder von deren Komplikationen, die Kuration von heilbaren Erkrankungen oder die Palliation der Beschwerden in unheilbaren Situationen. Ärzte erstellen dafür Behandlungspläne und überwachen den Behandlungsverlauf. Im medizinischen Alltag werden im Idealfall wissenschaftliche Erkenntnisse mit den Resultaten der Anamnese sowie der ärztlichen Intuition und Erfahrung kombiniert, um dem individuellen Patienten gerecht zu werden.»



Zur Medizin gehören demnach auch alle jene Teilwissenschaften, die den Ärzten das Wissen und die Instrumente liefern, um die Ziele zu erreichen. Etwas traurig macht einen, dass kaum je einer von denen, die Wissen und Instrumente in praktische Hilfe umsetzen, einen Nobelpreis erhält. Gewiss, einen Einzelnen herauszupicken wäre schwierig und irgendwie ungerecht. Aber wenn schon Institutionen wie die Atomenergiebehörde oder der Klimarat einen Nobelpreis erhalten, warum denn nicht – und wenn auch nur symbolisch – die praktizierenden Ärzte dieser Welt als Ganzes?



Neu entdeckt: die alte, ausnahmsweise nicht in Asien entstandene, sondern seit Jahrtausenden weltweit bekannte

Kampfkunst «Sh'la Fen». Beim Sh'la Fen kommt es vor allem auf die innere Ruhe an, denn nur so ist man bereit für den grossen Gegner, der jeden Kämpfer heimsucht. Der grosse Gegner heisst «T'ra Um», was sich etwa mit Gedankengemetzel übersetzen lässt. Zur Ausrüstung des Kämpfenden oder «Sh'la Fen-Den» gehören Waffe («Kis Sen») und Schild («Dec Ke»); sie werden auf dem Kampfplatz, der sogenannten «Ma Traz'e» eingesetzt. Die Regeln sind einfach. Es verliert, wer zuerst die Kampf-Haltung («Li Gen») ändert.



Eine schöne Vorstellung. Hoffen wir, sie sei wahr. Freiheit ist wie eine Löwin: Man muss die Freiheit nicht verteidigen. Lass sie einfach los, sie verteidigt sich selber.



Vor Lampedusa sind gegen dreihundert Menschen jämmerlich ertrunken. Menschen, die sich in Europa ein besseres Leben erhofften. Wären wir in so elenden, hoffnungslosen Umständen aufgewachsen wie sie, wir hätten die selbstmörderische Schifffahrt vielleicht auch gewagt und lägen nun vielleicht selber im Meer vor der lampedusischen Küste. So weit, so tragisch und wahr. Die Journalisten aber, die nun allenthalben auf die europäische Flüchtlingspolitik schimpfen, sind nicht besser als jene Politiker, die, kaum knurrt ein Pudel den Briefträger an, nach einem schärferen Hundegesetz rufen. Wie soll denn eine neue Flüchtlingspolitik aussehen?



Wo es Unterschiede gibt und somit ein Gefälle, versucht die Natur, das Gefälle auszugleichen. So ist das immer und überall. Die Menschen machen's nicht anders. Wer verhindern will, dass der Strom von grosser Armut in Richtung Null-Armut zunimmt, hat zwei Möglichkeiten: eine längere, Erfolg versprechende und eine vorübergehend erfolgreiche. Letztere heisst Mauern und

Zäune errichten oder Meere unpassierbar machen, erstere, das Gefälle ausgleichen.



Nur, das ist leichter erkannt als umgesetzt. Was, wenn das Gefälle gar nicht innerhalb von zwei, drei Generationen ausgleichbar ist? Oder nur unter Zwang? Was, wenn wir, die wir überströmt zu werden drohen, unseren Wohlstand und schlimmer noch, die Zukunft unserer Nachkommen in Gefahr sehen? Kein Zweifel: Auch wir werden's – wie die Chinesen, die Deutschen in der DDR, die Israelis, die Amerikaner – mit «Mauern» jeglicher Art versuchen. Zwar werden wir es uns selber verübeln – aber es trotzdem tun.



Zum Trost und zur Warnung: Auch das Bollwerk Europa wird nicht halten. So wie keine Mauer je gehalten hat. Aber alle innerhalb des Bollwerks werden hoffen, es werde nicht ausgerechnet in ihrer Lebenszeit geschleift. Denn sie wissen: nur die Letzten trifft es. Und da keiner der Letzte sein will, bauen wir die Mauern immer höher. Die am Ende doch nicht halten. Aber das wird den Vorletzten dann egal sein. Zynisch? Tja, war es je anders?



Und das meint Walti: Wenn eine Frau sagt: Mach, was du willst! Dann mach ums Himmels Willen nicht, was du willst!

Richard Altorfer